

Henke

Eine deutsche Kirche.

Von

Dr. E. L. Th. Henke.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.
1872.

Eine deutsche Kirche.

Festrede am 22. März 1872,

dem Geburtstage

Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

Von

Dr. E. L. Th. Henke.

Marburg.

N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.

1872.

Τίμα τὸ δαιμόνιον ἀεὶ μέν, μάλιστα δὲ μετὰ τῆς πόλεως· οὕτω γὰρ δόξεις ἅμα τε τοῖς θεοῖς θύειν καὶ τοῖς νόμοις ἐμμένειν.

Isocrat ad Demonicum §. 13.

Das ist ein Zeichen einer großen Zeit, wenn das neue Leben, welches sie von versunkeneren Zeiten unterscheidet, nicht bloß in einem einzigen Kreise großer Culturinteressen erregend wirkt, sondern auch andern, auch widerstrebenden, sich mittheilt. Als in den Jahren 1813 und 1814 das Joch der Fremdherrschaft von Deutschland abgeworfen war und Fürsten und Völker in der großen Waffenbrüderschaft auch wieder eine neue Liebe zu einander und zu dem gemeinsamen Vaterlande und gemeinsamen Dank für den Sieg und für die Befreiung gelernt hatten, da machte wenigstens das evangelische Deutschland und besonders Preussen von dieser Erfahrung, wie Eintracht mehre und Macht mache, die Anwendung auf seine alten fast vergessenen kirchlichen Spaltungen, und aus einem zugleich deutschen und christlichen Widerwillen gegen die trennenden Scheidewände, die Zeugen des alten Unfriedens welchen auch sie wieder hervorrufen konnten, stieg damals die Forderung der evangelischen Union und der gesegnete Anfang ihrer Verwirklichung empor. Und eben dasselbe sehen wir nun auch jetzt wieder geschehen in der ersten großen Zeit, welche Deutschland wieder seit jenen Freiheitskriegen erhalten hat nach einer langen, zu langen Pause, in welcher es wieder in Kirche und Staat zu der älteren und stärkeren Gewohnheit des Hegens und Pflegens der alten Zersplitterung und der unberechtigten Eigenthümlichkeiten zurückgesunken war. Jetzt hat auch wieder die neue Erfahrung von dem was die hergestellte deutsche Eintracht vermocht hat, das Verlangen erneuert nach Beseitigung aller unter Deutschen noch

bestehenden Trennungen, welche wie sie aus Zwietracht entstanden sind diese auch immer wieder zerstörend in Brand bringen können; und diesmal, mehr noch als von den evangelischen Deutschen her, welche einander noch im letzten October auch den ersten Schritt zu mehr Frieden unter einander verweigert haben, hat sich von den katholischen Deutschen her, welchen die auf ihnen noch liegende römische Fremdherrschaft zu drückend geworden ist, und aus ihrer christlichen und deutschen Sehnsucht nach mehr Gemeinschaft mit ihren evangelischen Volksgenossen, worin sie diese jetzt übertreffen, der Ruf vernehmen laßen nach einer deutschen Kirche. Eine deutsche Kirche! Giebt es ein deutsches Land, ein deutsches Volk, eine deutsche Sprache, eine deutsche Wissenschaft, auch ohne daß dies alles nothwendig durch ein sichtbares Oberhaupt braucht zusammengehalten zu werden, so könnte es ja wohl auch eine deutsche Kirche ohne ein solches geben, wenn auch ein fürstlicher Schirmvogt dafür, ein Mehrer auch dieses Reiches noch willkommener wäre. Eine Kirche besteht um so viel als sie die rechte Gemeinschaft setzt an die Stelle der Vereinzelung, als sie die Einzelnen zu verbundenen Gliedern macht eines durch einen Geist geleiteten Körpers; und um so viel beständen also schon gute Zuthaten zu einer deutschen Kirche, werthvolle Errungenschaften für eine solche, als man sich verbunden fühlte in der freudigen Anerkennung, wie die besten Eigenschaften und Güter, welche das deutsche Volk vor andern voraus hat, Früchte seiner christlichen Erziehung, Ueberlieferungen von Christus her und gerade dasselbe sind was auch zum Christsein noch nöthiger ist als etwa Einstimmigkeit in der Lehre. Auch da wäre schon etwas erreicht für eine deutsche Kirche, wo in der Erinnerung an alle die 30jährigen und schwereren Kriege und Schäden, welche der Religionshaß über die Deutschen gebracht hat, der Schmerz über diese mit der Furcht vor ihrer Wiederkehr sich auch gegen die Gegenwart richtete und es hier besonders bei großen Ereignißen als ein Elend und als eine Schmach empfände, daß das deutsche Volk dafür noch nicht einmal wieder verbunden Gott danken darf, sondern dazu noch nach den alten theologischen Trennungen und Parteiungen auseinander

laufen muß; bei Sedan, hat einer gesagt, hat man doch nicht nach Confessionen geschieden Gott für den Sieg gedankt.

Ist es denn aber, eben weil diese Gegensätze so alt und dadurch so stark geworden und auch durch so viele äußere Verhältniße befestigt sind, nicht müssige Ideologie und leerer Traum von einer deutschen Kirche zu reden? Man hat uns noch so eben gesagt: „unter allen Gefahren", denn so hat es ein einsichtsvoller Volksfreund nennen zu dürfen geglaubt, „unter allen Gefahren ist die einer unirten deutschen Reichskirche wohl die fernliegendste". Aber ein christlicher Volksberather wohl mit noch weiterem Ueberblick, Döllinger nämlich, hat auf die Frage nach der Möglichkeit der Einigung geantwortet: „es muß wohl möglich sein, denn es ist Pflicht", und hat sich dabei auf das Wort von der Herrlichkeit im Einssein der Christen, so wie Christus und der Vater eins seien, berufen. Also wenigstens nach der Möglichkeit einer deutschen Kirche, wie weit sie reiche, wie weit schon jetzt, wie weit noch nicht, zu fragen mag ja doch erlaubt sein, und weil das Ziel der Eintracht ein unveräußerliches ist für Christen und Deutsche und doch noch unerreicht, mag es doch auch immer wieder nöthig sein, und wohl auch angemessener als sonst bei einer Feier zu Ehren des Fürsten, welcher seine Regierung mit der Erklärung antrat „die Aufrechthaltung der Union sei sein fester Wille und Entschluß", und durch welchen uns jetzt alle die Einigkeit zu Theil geworden ist, welche auch zum Hoffen auf den seltensten Frieden, nämlich den kirchlichen, Muth machen kann. Und da wird es denn wohl angemessen sein zuerst einen Rückblick zu werfen auf die geschichtlichen Verhältnisse, durch welche seit langen Jahrhunderten dieses Ziel wohl oft erkannt und gesucht, aber die Verwirklichung desselben immer wieder in die Ferne gerückt ist, und dann auf die Hinderniße — nicht auf die äußeren, die sind freilich Legion, sondern bloß auf einige der inneren Hinderniße zu achten, welche noch jetzt der Hingebung an den Gedanken einer deutschen Kirche hemmend entgegenstehn.

I.

Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, der Wechsel von Krieg und Frieden zwischen beiden hat eine lange Geschichte. Die Trennung zwischen beiden war dem Alterthume fremd wie die Kirche selbst; aber ein Verhältniß nicht, welches man auch noch jetzt der Gegenwart und der Zukunft erhalten oder hergestellt wünschen kann, und eine Schwierigkeit nicht, welche dabei auch zu andern Zeiten wiederkehrt. An Religion konnte es auch dem vorchristlichen Alterthum nicht fehlen; das Suchen und Finden einer höheren Macht über der diesseitigen Welt, die Unterordnung des eigenen Willens unter einen höheren ist ein Bedürfniß der unverstümmelten menschlichen Seele, welche ein alter Kirchenschriftsteller eine geborene Christin nennt; aber der höhere Wille, für welchen die Staaten des Alterthums Unterwerfung der einzelnen Willen forderten, war zugleich der ihrige; die Religionen des Alterthums sind Staatsreligionen, die Gesetze des Staats sind der Wille der Götter und einen andern höheren Willen giebt es nicht als diesen einen, und so ist die Götter nicht ehren, und sie nicht so anerkennen und ehren wie der Staat sie anerkennt, Ungehorsam und Auflehnung auch gegen den Staat, und heilsam war und ist die Verbindung, wo das Gesetz des Staates auch als göttlicher Wille und der Cultus auch als Anschließung an Gesetz und Sitte des Staates in Ehren gehalten wird. Aber da gab es nun auch schon im Alterthum eine Gefahr; „Speere werfen und Götter ehren" soll jeder lernen, wie er auch über die Natur der Speere und über die der Götter denken gelernt haben mag; aber weil „die Götter ehren" ein anbetungsbedürftiges Herz und ein demüthiges Sichbeugen mit dem eigenen Willen vor dem göttlichen fordert und darum nicht häufig und nicht leicht ist, so ist die Neigung verbreitet wie die Selbstsucht selbst, sich diesem Gehorsam zu entziehen, und darum auch die, sich Rechtfertigungen zu suchen für diesen Ungehorsam. Und da bot sich denn schon im Alterthume und bietet sich zu allen Zeiten als eine Versuchung dieses an, daß

weil alle religiösen Vorstellungen und Sprachen der Menschen, auch wenn die Offenbarung nachhilft, hinter ihrem unendlichen Gegenstande zurückbleiben, diese Unzulänglichkeit auch an der in einem Staate recipirten Sprache von den Göttern, einer von vielen, nachgewiesen werden und dann zu der Aufforderung führen kann, mit dem für irrig erklärten Glauben an solche Götter die Anbetung selbst und die Unterordnung unter ihren und des Staates Willen aufzugeben. Wohl hat in solcher Opposition eine andere Mission des griechischen Volkes sich zu erfüllen angefangen, nämlich die freie ohne Autorität nur nach der Wahrheit fragende Wissenschaft und Forschung aus sich zu erzeugen, welche sich in der Polemik gegen die vorgefundenen Mythen zuerst geübt und zu Kräften gebracht hat. Aber da der menschliche Geist nicht bloß Wahrheit und Befreiung von Irrthum, sondern auch Liebe und Anbetung braucht, soll nicht das Beste darin brach liegen bleiben und exstirpirt werden, und da alle Religionen in dem was Lehre daran ist unerschöpfend bleiben, so ist nicht gerechtfertigt sondern richtet Schaden an wer wegen dieser stets vorhandenen Unvollkommenheit der eine Religion begleitenden Doctrin sich und Andern die Religion selbst, die Anbetung und die Demuth vor Gott überhaupt verleidet und dafür die baare Leerheit und Trockenheit für sich und Andere eintauscht. Geister wie Aristophanes und die vermuthlich geringeren der Richter in Athen hatten wohl nichts dagegen, daß Sokrates ein Philosoph war; aber grundlos war ihre patriotische Besorgniß nicht, daß für das Volk von Athen der Schaden größer sein werde als der Gewinn, wenn es durch Sokrates' abstracte Aufklärung an den nationalen Ueberlieferungen von den Göttern irre gemacht nun überhaupt den Glauben an die Götter wegzuwerfen und zugleich auch der Sitte und dem Gesetz des Vaterlandes abzufallen versucht würde. So drängt sich schon hier in den vorchristlichen Zuständen die Aufgabe vor, mit deren Lösung alle folgenden Zeiten zu thun gehabt haben bis auf diesen Tag, die Aufgabe einer friedlichen Auseinandersetzung von Wissenschaft und Religion, fast möchte man sagen von Verstand und Herz, auch von Schule und Kirche, deren Grenzstreit noch immer nicht regulirt ist; die Wissenschaft

bedarf des Neuen und soll darum progressiv sein; das Herz bedarf der Treue, und soll darum conservativ sein.

Anders als in ein solches freundliches Verhältniß enger Verbindung, wie die alten Religionen, stellte sich das Christenthum zum Staate, und zwar zu dem einzigen welchen es vorfand und welcher die damalige Welt einschloß, zum römischen Reiche. Dreihundert Jahre hindurch wurden die Christen angewiesen und gewöhnt, dieses mit allem was darin war als unlautere und sündige Welt anzusehen und sich möglichst aus jeder Verbindung mit ihr und von jedem Dienst für sie loszumachen. Wohl war das eine Gefahr für sie, daß sie nun grundsätzlich auf dem Boden unter ihren Füßen fremd und vaterlandslos blieben und nur einem Reich Gottes durch Erfüllung bloß seines Willens angehören und nur der jenseitigen Heimath entgegenharren wollten, wenn auch der ganzen Menschheit von dieser langen Unterscheidung des göttlichen Willens von dem das Alterthum allein beherrschenden Staatswillen her für alle folgenden Zeiten die ganze Idealität der Erhebung über bloß menschliche Gebieter, die ganze Freiheit und Unüberwindlichkeit eines bloß vor Gott gestellten Gewißens und die Anerkennung der Gleichheit aller in dieser ihrer Berufung zur Erfüllung des göttlichen Willens bekannt und eigen geworden ist. Doch nach drei Jahrhunderten wurde auch die Gefahr, welche für die Kirche in dieser Losgerissenheit von Volk und Vaterland lag, dadurch überwunden, daß das römische Reich sich mit ihr versöhnte, sie in sich aufnahm und sie dadurch wieder vaterländisch und sogar alleinherrschend machte; aber so stark war in den Jahrhunderten ihrer Feindschaft mit dem Staate ihre ohne ihn und gegen ihn gewonnene Selbstverwaltung geworden, daß nun auch nach dieser Versöhnung mit ihm nicht erfolgte was man nun hätte erwarten sollen, daß sie nun römisch geworden auch in der alten römischen Weise gänzlich in den Staat aufgegangen wäre. Vielmehr das römische Reich, welches sie fertig unter seine eigenen Verwaltungsformen aufnahm, der Kaiser Constantin, der in seinem großen Systemwechsel ihre Bischöfe für so erwiesene Herrschverständigkeit fast wie zu Ministern oder Mitregenten zu sich einberief, ließ der

Kirche noch so viel von ihrer alten Selbständigkeit, daß auch von der alten Geschiedenheit zwischen ihr und dem Staate noch ein gutes Stück fortdauerte; ihre Führer, obwohl jetzt unter der Autorität des römischen Reiches wie für dasselbe handelnd, betrachteten sich doch noch als verschieden von dessen übrigen Beamten, collidirten auch in der ihnen gelassenen Verwaltung mit der ihrigen oft genug, und behielten selbst von dem in der Verfolgungszeit gewohnt gewordenen Herabsehen auf diese als weltlich und sündig noch starke Nachwirkungen. Dieser Dualismus hielt sich auch dort und war auch dort noch nöthiger, wo nun die abendländischen Provinzen des Reichs und ihre römisch gewordene Bevölkerung siegreichen Barbaren unterworfen wurden, und wo nun unter ihrer neuen Herrschaft von allen römischen Verwaltungsformen das Kirchenregiment der Bischöfe allein Bestand behielt mit der großen Aufgabe die inländische römische Bevölkerung und ihre Bildung gegen die Sieger zu vertreten, und diese selbst, wenn sie konnte, so sich zu unterwerfen, so zu erziehen, daß sie nicht nur die Lust verloren sie selbst und alle übrige vorgefundene alte römische Cultur unterdrücken zu wollen, sondern selbst für diese gewonnen und dadurch mit ihren Besiegten friedlich zu neuen christlichgermanischen Völkern verschmolzen werden konnten. Und so sehr bedurften auch die neuen Herren dieser ihnen aus dem eroberten Lande selbst entgegenkommenden Hülfe, daß sie denen, welche sie anboten, die Macht, deren sie dazu bedurften, nicht nur so ließen, wie sie sie schon aus der römischen Zeit mitbrachten, sondern noch vielfach vermehrten; und desto eher gingen denn ihrerseits auch die Bischöfe auf die neuen Verhältnisse ein, in welchen sich nun ungleich die an der Stelle der römischen Einheit sich neu bildenden Staaten gestalteten, und wurden selbst immer inländischer. Schon war es nahe daran, daß dadurch mit dem politischen Bande, welches auch sie bisher als Römer zusammengehalten hatte, auch das kirchliche sich löste, welches sie als Bischöfe nicht nur einer Kirche Christi, sondern auch eines großen weltlichen Reiches zusammengehalten hatte, und daß Landeskirchen oder Nationalkirchen entstanden, eine fränkische, eine spanische, eine longobardische, fast auch sie schon

außer Verbindung mit Rom, wie die neuen Reiche es waren und mit denselben Grenzen, und dann bald auch wohl mit denselben trennenden Eigenthümlichkeiten, wie sie in diesen Ländern zunahmen. Aber dazu war es noch zu früh; noch einmal hiergegen und bis zur Herstellung einer zweiten römischen Weltherrschaft selbst steigerte sich vom alten Mittelpunct der ersten her die Macht der Hierarchie zum Verhüten dieses Auseinanderfallens und zum centralisirenden Zusammenhalten einer Kirche gegen diese ihre Einheit bedrohenden nationalen Gegenwirkungen; und heilsam war dies zu seiner Zeit, denn noch nicht genug war das Erbe der alten römisch redenden Cultur der rohen germanischen Kraft angeeignet, und großer und darum vereinter Macht bedurfte es für die welche sie ihr auch gegen ihr Widerstreben noch ferner aufnöthigen sollten. So vertiefte sich aufs Neue noch weit über das frühere hinaus der Gegensatz zwischen Kirche und Staat. Das Wort des Evangeliums „wir haben nur zwei Schwerter" mit der Antwort darauf „es ist genug" galt dem Mittelalter für eine göttliche Einsetzung des Dualismus, der wie Geist und Leib auch für die zu Völkern und Staaten verbundenen Menschen stets bestehen müße, und die Anwendung davon hielt nun ferner das selbständige und eigenthümliche Auseinandergehen christlicher Völker und Staaten auf; auch die Geister von weitestem Ueberblick, welche der unvollkommnen Wirklichkeit das was sein solle und Gottes Wille sei reformatorisch entgegenhielten, kannten, wie Dante, kein höheres Ideal und keine höhere Einheit, als daß zwei Wege dem Menschenleben vorlägen, auf deren jedem es einer besondern höchsten Leitung bedürfe; der Weg zum zeitlichen Glück, da soll der Kaiser der Führer sein; und der Weg zum ewigen Heil, da soll die Kirche, da soll der Papst der Führer sein. Aber als nun wieder die Zeit erfüllt war, als unter dieser längern und dadurch wirksamern Zucht die Völker des Abendlandes zu ihren Jahren gekommen und in ungleichen Sprachen, Sitten, Gesetzen, Verfaßungen zu größerer Selbständigkeit gereift waren, da mußte sich bei ihnen auch wieder, und stärker als vorher, der Trieb regen unter Beschränkung des noch von Rom über sie ergehenden Kirchenregiments ihr eigenes

wenn auch nicht von jenem loszureißen aber doch zu nationalisiren, d. h. ihren besondern Institutionen zu conformiren und mindestens eine Mitwirkung dabei zu verlangen. Schon ein Jahrhundert vor der Reformation forderten so, zum ersten und einzigen Male auf einer großen Synode nach Nationen geschieden, die Prälaten der fünf größesten unter den abendländischen Völkern ihre besondern Zugeständniße vom Papstthume und zu dessen Beschränkung. Und dann vollends die Reformation selbst, wie vieles andere auch dabei mitwirkte, nichts war und ist und bleibt doch so sehr der stärkste und zuletzt unüberwindliche Trieb dazu, als der mit dem gereiften Selbstgefühl der Völker und Staaten und mit ihrem darauf gegründeten Anspruch gegeben ist, das ganze religiöse Leben in ihrer Mitte nicht mehr der Intervention eines auswärtigen Gebieters Preis zu geben, sondern die Leitung davon nach dem besondern Bedürfniß der Ihrigen selbst übernehmen zu dürfen und zu müssen. Nicht revolutionär zu brechen mit aller Geschichte und Tradition war das Ziel der Reformation; nicht, loszureißen von dem geistigen Schatze christlicher Ueberlieferung, aus welchem im ganzen Abendlande über die höchsten Angelegenheiten ihrer Herzen Alle die eins hatten, denken empfinden und reden gelernt hatten; nicht, alle Gemeinschaft da zu zerstören, wo jeder Einzelne der vereinten Kraft zu gemeinsamer Erhebung über Selbstsucht und Trägheit am meisten bedarf, und wo die Kirche sie ihm zuführen will; nicht diesen Zweck der Kirche vereiteln sondern befördern sollte die Reformation, und so kann die Gewissensfreiheit, welche sie schaffen wollte, auch nicht als ein beliebiges Auseinanderlaufen aller unter Aufgebung aller zusammenhaltenden Gemeinschaft und als ein Privilegium dazu gedacht werden. Aber das bisherige äußere Band dieser, das gewaltsam aus der Fremde und wie eine partielle Fremdherrschaft aufgenöthigte und immer entbehrlicher gewordene, das wollte sie freilich aufgelöst und das stets vorhandene natürlichere und gewisser von Gott gewollte Band nationaler Zusammengehörigkeit auch für die Kirche als ausreichend oder übergeordnet anerkannt sehen. Christliche Landeskirchen zu schaffen, mit Grenzen und Eigenthümlichkeiten denen des Landes und des Volkes gleich,

in einer neuen Anwendung des alten Grundsatzes, daß der **ordo ecclesiasticus ordinem politicum debet sequi**, die Kirche und ihre Vertreter dem Volke und dem Vaterlande näher zu stellen und bloß für seinen Dienst zu gewinnen und von jeder stets für das Inland gefährlichen Abhängigkeit von fremden Gebietern zu emancipiren, das war das Ziel der Reformation, und das wurde wenigstens in einigen Ländern in völliger Einheit erreicht, wie in Dänemark, in Schweden, welches erst durch die Früchte dieser Einigung zu einer europäischen Großmacht wurde, und in Schottland. In England wurde dafür wenigstens so viel gewonnen, daß statt des ausländischen Kirchenregimentes ein vaterländisches unter dem inländischen Oberhaupt des Staates und unter ihm untergeordneten Bischöfen eingesetzt und diesen auch eine imposante politische Stellung gelassen wurde; und eine Frucht dieser Nationalisirung der Kirche werden auch die Eigenschaften sein, welche dem englischen Volke bis in unsere Tage hinein zum beneidenswerthen Schmucke gereichen und für welche ihm noch kürzlich von Döllinger der Vorzug vor allen übrigen christlichen Völkern zugestanden ist, daß „keine Kirche in der Welt so national, so fest gewurzelt in den Neigungen des Volkes, so verwachsen mit den Institutionen des Landes ist wie diese“, daß „jener kalte stumpfe Indifferentismus der sich auf dem Continent wie ein giftiger Mehlthau auf ganze Schichten der Bevölkerung gelagert hat, auf den britischen Inseln noch keine Stätte hat“, daß christliche Sitte dort nicht durch die freiwillige Anschließung Einiger mit einer kenntlichen Trennung darüber im Volke, sondern anspruchloser aber bindender auch als etwas Englisches gepflegt und heilig gehalten wird. Auch in Deutschland, und hier zuerst, begann die Reformation wie als eine Wirkung der nationalen Reife und demnach des Widerstrebens gegen das ausländische Kirchenregiment, so auch als ein Suchen und Fordern einer deutschen Kirche. „Bischof bedeutet einen Aufseher oder Visitator“, sagen Luther und Melanchthon in der Vorrede zu ihrem Visitationsbüchlein; aber da die Bischöfe und ihre Beauftragten „faule Junker geworden seien“ und ihre Schuldigkeit nicht mehr gethan hätten, so habe statt der fremden die

inländische Obrigkeit für sie eintreten müssen; zur Zeit der Augsburgischen Confession wünscht Melanchthon den deutschen Episkopat erhalten zu sehen; eben dazu erklärt sich noch im Jahre vor seinem Tode Luther in der reformatio Vitebergensis bereit; noch zur Zeit des Augsburger Interims, während der Spannung zwischen Papst und Kaiser, ist es nahe daran, daß das deutsche Reich für sich ohne den Papst über seine eigene Kirchenverfaßung mit sich einig wird, und wenn das nicht vereitelt wäre, hätte ein unzerrissenes Ganzes einer deutschen Kirche wohl durch diese vorübergehende Emancipation vom Papste erhalten werden können. Aber wodurch wurde dies damals und nachher oft für Deutschland vereitelt? Nun freilich wohl am meisten durch das Divide et impera, welches der Papst und seine Streitkräfte und auch die weltlichen Nachbaren Deutschlands mit so tragischem Erfolg über unser Land zu verhängen und dadurch die schon ohnedies reichlich vorhandenen Spaltungen darin so verderblich zu benutzen wußten; aber doch nicht minder durch eine große eigene Schuld. Ein Volk der Denker haben die Deutschen sich bisweilen mit gerechtem Stolze selbst genannt und sind wohl auch von Fremden spöttisch oder anerkennend ebenso genannt; aber im 16. Jahrhundert ist doch wohl durch ein Zuviel der Gedanken, durch ein Zuwichtignehmen der theologischen Dissense das ungetheilte Durchdringen der deutschen Reformation vereitelt und mit der Eintracht auch die Einheit einer deutschen Kirche verloren. Es war ja freilich wohl natürlich, da der Theologie am meisten die Rechtfertigung des großen Verfaßungswechsels und der Lossagung vom Papste zufiel, daß sie ein zu großes gesetzgeberisches Uebergewicht über das ganze Leben der deutschen Kirche, nicht immer ohne Geringschätzung der Interessen und der Ansprüche des deutschen Volkes, erhielt; es war auch wohl unmöglich, daß in der Hitze des Kampfes schon eine friedliche Unterscheidung zwischen Bekenntniß für Alle und Theologie nicht für Alle gefunden und danach verhütet werden konnte, daß bloß nach der theologischen Lehr- und Sprachen-Verschiedenheit immer mehr auch die Gemeinschaft der deutschen Kirche zerrißen wurde; aber sicher ist, daß dies besonders hierdurch geschah. Die

Reformation, deren Fortgang anfangs ganz unaufhaltsam schien in Deutschland, und welche wenn völlig gelungen eine deutsche Kirche zu ihrem Ergebniß gehabt haben würde, wurde durch nichts so sehr gehemmt und denen welche anfangs noch nicht dafür gewonnen waren, durch nichts so sehr verleidet und verdächtig gemacht, als dadurch, daß ihre Wortführer in ihrem Unfrieden unter einander bald selbst nicht mehr zu wissen schienen was sie wollten, und daß ihre Anhänger unter der strengen Herrschaft ihrer Theologen, trotzdem daß so vieles und großes sie noch verband, dennoch nicht zusammen bleiben durften, sondern nach der zunehmenden Uneinigkeit dieser mit ihnen auch selbst in immer kleinere einander selbst verdammende Fractionen auseinander gehen zu müssen schienen.

II.

Aber mußten sie es nicht wirklich, und müßen sie es nicht noch jetzt? Diese Frage enthält die andere, welche noch besonders werth scheint betrachtet zu werden, die Frage nach den Hindernißen, welche noch in der Gegenwart dem Zunehmen und Zusammenwachsen einer deutschen Kirche entgegenstehen.

Nicht nach den äußern; diese, wie sie in Macht- und Rechts- und Eigenthumsverhältnißen fortbestehen, werden noch lange trennend fortwirken; aber auch über sie wird man sich doch allmählig um so viel eher vergleichen oder hinwegsetzen lernen, als die inneren erst weichen, als der Glaube durchdringt deutsche Christen brauchten nicht wegen der Differenzen in der theologischen Schule in feindseliger Geschiedenheit zu verharren, sondern dürften und sollten Gemeinschaft mit einander wieder aufsuchen und pflegen trotzdem, und als dadurch das Verlangen lebhaft genug und die Forderung dringend genug wird nach einer deutschen Kirche. Aber dazu wird ja wohl vor andern ein dreifaches, was noch sehr verbreitet ist, erst wieder anders werden müßen; 1) es wird noch zu wenig unterschieden zwischen Religion und Theologie; 2) es wird noch zu viel unterschieden zwischen Kirche und Staat, zu viel Heil erwartet von der Trennung beider

und 3) es wird noch viel zu viel unterschieden zwischen christlich und deutsch.

1.

Religion und Christenthum, das ist das eine was oft verkannt wird, sind keine Wissenschaft, haben nicht in dem Sinne wie die Wissenschaft den letzten Zweck die Wahrheit festzustellen und von Irrthum zu befreien. Religion haben ist das Gegentheil der Kälte der Trockenheit der Altklugheit im Herzen haben, vielmehr Liebe und Dankbarkeit haben, und darum Suchen des Wohlthäters, und darum Glauben, Bedürfniß der Beziehung der eigenen kleinen diesseitigen Existenz auf eine überweltiche, kühne und liebebedürftige Erhebung des Geistes zu dieser; und Gottesdienst ist gemeinsame Sprache Vieler für diese ihre Liebe und Erhebung, deren sie dadurch gewisser werden wollen; und christliche Religion haben ist nach dem schönen Wort eines deutschen Theologen „einsgewordene Gottes= und Menschenliebe" haben. Aber daß man diese habe, dafür ist Wissenschaft, Erkenntniß, Theologie, Lehre, intellectuelle Wahrheit, wie werthvoll sie auch sind, leider noch durchaus keine Bürgschaft; auch die strengste Rechtgläubigkeit kann zum todten Buchstaben werden, wenn es auch ursprünglich Liebe und Dankbarkeit gewesen sind aus welchen ihr Sichnichtgenügenkönnen in den höchsten Ausdrücken der Anbetung hervorgegangen ist; auch eine von dieser Sprache der Liebe abdingende aufgeklärte und kritische Theologie, auch wenn sie ehrlich der wissenschaftlichen Wahrheit dient, gewährt darum noch keine Bürgschaft, daß sie mit der Liebe selbst verbunden sein werde. Während diese gemeinschaftsuchend und gemeinschaftbedürftig die Zustimmung auch hinter verschieden lautender Sprache erkennt, muß die Wissenschaft, also auf das Christenthum angewandt die Theologie, es mit den Unterschieden von wahr und unwahr so genau als möglich nehmen, dazu ist sie da; aber wo sie dann zu viel Macht hinzuerhalten und angewandt hat, um ihre Ergebniße auch als Decrete und deren Anerkennung als Erforderniße zum Christsein geltend zu machen, da hat sie oft den Zwecken der Kirche zuwider Unwahrhaftigkeit und Unfrieden

hinein gebracht und sie zersplittert statt sie zusammenzuhalten; fast durch das eine Wort filioque allein ist die ganze Kirche in zwei Hälften zersprengt, die noch jetzt nicht wieder versöhnt sind; auch von der deutschen Reformation sagt ihr erster Geschichtsschreiber in unserm Jahrhundert: „wahrhaftig, die Grundbegriffe des Dogma waren es nicht, welche den Streit verewigten; Abweichungen wie diese konnte man an einander dulden"; aber man that es nicht. Darum ist ja nicht werthlos was die Wißenschaft der Theologie, was die Arbeit für Befreiung von Irrthum dem christlichen Leben in der Kirche leisten kann und soll; aber nicht Heilszweck sondern Heilsmittel ist die Befreiung von Irrthum, und das ist die Tollheit des Geizigen, das Mittel mehr schätzen als den Zweck und den rechten Gebrauch, und beides darüber vergessen. Und so bescheiden sollte die Wissenschaft, die Theologie doch der Kirche gegenüber sein, daß sie sich sagte, nicht ihr Detail, für die Mehrzahl schwer verständlich und oft zerstreuend, nicht ihre Speculation und ihre Gelehrsamkeit könne allen noth sein mit denen man Kirchengemeinschaft unterhalten dürfe, sondern wenige einfache Fundamentalsätze, Vielen zu ungleicher Aneignung und Auslegung angeboten, müßten für die Mitglieder der Gemeine als Erkenntniß und als Symbole ihrer Zugehörigkeit zur Kirche ausreichend sein. Und so wissenschaftlich auch sollte die Wissenschaft der Theologie sein und so gut wissend was sie thut, um zu erkennen, daß sie in den Dingen n i c h t exacte Wissenschaft ist, wo sie auszusprechen versucht, was, auch mit Hülfe der Offenbarung, unerforschlich und nur annäherungsweise bestimmbar bleibt, und darum dort nicht verpflichtet unter ihrer sonstigen Voraussetzung, die Wahrheit könne doch nur eine sein, jede andere Sprache über dieselben Mysterien als irrig und verwerflich zu bestreiten; der Sprachen der Liebe und Anbetung, wie sie dann selbst eine führt, sind viele und verschiedene, wie der Augen, welche sich mit ungleichem Verlangen und Bedürfniß demselben geliebten Gegenstande zuwenden, und je mehr sie einander im ungleich lautenden Lobe deßselben ergänzen, desto mehr sollten sie einander dadurch erfreuen und nicht erbittern. In d i e s e r Erkenntniß würde die Theologie

kaum fortfahren können gebieterisch zu sein und auf Erhaltung oder Erneuerung von Spaltungen in der Gemeine bloß nach ihren theologischen Entscheidungen zu bestehen, sondern ohne Gleichgültigkeit könnte sie größere Vereinigung weithin dissentirender und nur in großen Hauptsachen verbundener Christen, zumal eines Volkes, gutheißen und selbst erfreulich finden; daneben würde auch ihr selbst die Freiheit, deren sie für ihr Fragen bloß nach der Wahrheit bedarf, in einer von der Kirchenleitung etwas entfernteren Stellung beßer geschützt sein, als wenn sie die Ergebniße ihrer Forschung immer auch nach der Rücksicht auf die Schwachen zu beugen versucht wäre, welche sonst durch Neuheit derselben nicht nur zerstreut oder zu einzelnen Zweifeln angeregt, sondern, wie die Menge dann pflegt, zum rasch generalisirenden Wegwerfen aller ihrer alten Heiligthümer fortgerißen und dadurch schwer beschädigt werden könnten.

2.

Wo nun diese friedliche Scheidung gelänge und eingehalten würde, da müßte wohl auch ein zweites Hinderniß schwächer werden welches jetzt dem Zusammenwachsen einer deutschen Kirche mit neuer Kraft entgegentritt, nämlich das übermäßige Verlangen nach Trennung von Kirche und Staat. Beide enger zu verbinden, wenn auch nicht so eins werden zu laßen, wie sie es im Alterthume waren, war die Aufgabe der Reformation, und die Erhaltung von möglichst viel Verbindung zwischen beiden ist auch mit dem Ideal einer deutschen Kirche vorausgesetzt. Aber eben hiergegen läßt sich jetzt weithin wie ein Nothschrei bedrängter Gewißen der Ruf vernehmen: das sei ja doch gar nicht zu ertragen, daß die weltliche Obrigkeit auch über geistliche Dinge und Glaubenssachen verfügen, Glaubenssätze wie Gesetze vorschreiben wolle; mit Recht würden von katholischer Seite her die Protestanten verspottet die sich das gefallen ließen; nein, daß die Fürsten, daß die Staaten auch das Kirchenregiment mit übernommen hätten, habe sich nicht bewährt, und so bedürfe es der Reform, daß es von ihnen wieder niedergelegt und daß es den Einzelnen selbst

überlaßen werde ob und wie sie sich als Christen zusammenthun wollten oder nicht. Diese Klagen sind so weit gerecht, als es die Forderung ist, es müße auch dem inländischen Kirchenregiment eine Gegenwirkung und Mitwirkung von der Gemeine aus zur Seite stehen, woran es in der reformirten Kirche weniger aber in der lutherischen allerdings noch viel zu oft gefehlt hat. Auch werden hier Fälle von Misbrauch der Gewalt beklagt, welche geschehen sind, welche aber freilich kaum noch vorkommen könnten, wo zwischen kurzem Bekenntniß und langer Theologie recht unterschieden und diese freigegeben würde. Aber was hier zur Verhütung solchen Misbrauchs empfohlen wird, würde nun doch für das ganze christliche Leben des Volkes viel größerer Schaden als Gewinn sein. Gerade weil die Religion keine Wissenschaft und die Kirche keine Schule und das Christsein kein bloßes Fürwahrhalten ist, bedarf es für sie nicht so sehr dessen, daß sie, wie die Reformatoren sagen, der demokratischen vociferandi licentia preisgegeben werde, daß jeder promiscue das Recht erhalte, Dogmen darin aufzubringen, Spaltungen darin anzurichten und sie beliebig weiter zu zersplittern; sondern dessen bedarf es, daß gegen die auseinandertreibenden Wirkungen hiervon die Gemeinschaft und das Zusammenhalten gerettet und daß dafür ein starkes naturwüchsiges und doch nicht drückendes Band gefunden werde. Aber eben das Band, welches die Reformation hier fand in der Ueberordnung der höchsten inländischen Obrigkeit als Wächter wie bisher schon über die zweite so nun auch über die erste Tafel des Gesetzes, unter Entfernung der fremden Regenten und mit ihnen der Gefahr des Bürgerkrieges, wird mit der extremen Forderung der Trennung der Kirche vom Staate wieder verworfen; es werden fast die zwei Schwerter des Mittelalters, es wird die katholische Losreißung der Kirche vom Vaterlande zurückgefordert, ohne daß ihr, was sie dort im Mittelalter doch noch hatte, eine öffentliche Stellung und ein zusammenhaltendes Band gelaßen würde; sie wird unter Abfall von deutscher Tradition amerikanisch zu einer Privatsache degradirt und der Willkühr und Eigenmächtigkeit Befähigter und Nichtbefähigter, der Concurrenz inländischer und ausländischer Agitation und Propaganda

preisgegeben, zugleich mit dem Armuthszeugniß für die höchste vaterländische Obrigkeit, daß diese stets weniger Verständniß und weniger Interesse haben werde für das christliche Leben ihrer Angehörigen als jene. Oder wer auch zugestände, daß größere und wohlthätigere Wirkungen für das ganze Leben eines Volkes herauskämen, wo Staat und Kirche eng verbunden und auf einander gestützt mit einer zugleich religiösen und nationalen Autorität dafür zusammenwirken könnten, wie in England, aber zugleich behauptete die Religion werde doch heruntergesetzt, wenn der Staat sie so als Regierungsmaschine benutze: welche niedrige und hoffentlich veraltete Ansicht spräche der darin aus, als sei es der Kirche wie dem Staate nur selbstsüchtig um das Regierenkönnen und die Rechthaberei zu thun, und nicht vielmehr beiden gleich sehr um die Beförderung der Wohlfahrt und des christlichen Lebens ihrer Angehörigen?

3.

Aber das könnte gar nicht so viele blenden wie es thut, wenn nicht noch ein drittes verbreitet wäre und gleichgültig machte gegen das Ideal einer deutschen Kirche, daß man nämlich in seiner Vorstellung und so auch in seiner Zuneigung die Begriffe christlich und deutsch zu weit auseinander hält, und darüber die innige Verwandtschaft zwischen beiden, ja die Identität und Unzertrennlichkeit dessen, was in beiderlei Hinsicht die größten Güter sind, verkennt.

Das deutsche Volk ist aus der Schule des Christenthums hervorgegangen wie kein anderes; aus der Gesetzesverkündigung darin ist eine Erkenntniß des göttlichen Willens und aus dem Evangelio von Christo eine göttliche Lebens- und Kraftmittheilung zur Erfüllung dieses Willens über das deutsche Volk ergangen reichlicher wie über jedes andere, und so an ihm reicher als an jedem andern die Verheißung erfüllt von dem Geist der in Christo war nicht nach dem Maaß und der bei den Seinen bleiben sollte bis an das Ende der Tage. Gesetzt, es gäbe eine vollkommnere Religion als die christliche, das Christenthum ist geschichtlich die Religion des deutschen Volks, und es hat keine andere gemein-

same, und es soll Gott dafür danken wie es sie hat und sich keine bessere wünschen; was für ein schlechter Sohn, der die vielleicht richtige Bemerkung machte sein Vater sei beschränkt und seine Mutter unbedeutend, denn nicht zum Rechthaben sind die Kinder den Aeltern von Gott gegeben, sondern daß sie Liebe und Verehrung an ihnen lernen sollen. Aber dieses Unterschiedes bedarf es hier nicht; alles was das deutsche Volk Gemeinsames an Frömmigkeit und Sittlichkeit hat und vor andern voraus hat, das hat es alles in einer mehr als tausendjährigen Ueberlieferung durch Christus von Gott erhalten; für all sein religiöses und ethisches Denken und Empfinden hat es gar keine andere Sprache gelernt, als welche ihm zwei Bibelübersetzer, Ulfilas und Luther, aus der Bibel geschöpft und in den Mund gelegt haben, und seine Sprache und deren erziehende Macht wird es Gottlob niemals ganz wieder abschütteln können. Das ist nun auch vielen zu Gute gekommen, die das nicht anerkennen, den „unbewußten Christen", wie ein ehrwürdiger Kirchenlehrer unserer Tage sie genannt hat, welchen etwa durch ihre deutschen Mütter noch besser als aus Büchern der Segen von Christus her zugeströmt ist, und welche vielleicht Gewissen, Vernunft, Rechtsgefühl, Religion nennen was niemals so abstract und unbestimmt existirt, sondern unter Deutschen durch Ueberlieferung von Christus her mitbestimmt ist; so haben auch alle nichtchristlichen Deutschen, sie mögen es anerkennen oder nicht, und die Gebildetsten unter ihnen am meisten, für solchen Segen zu danken und könnten sich so mit dem Christlichen als mit etwas Deutschen am ersten befreunden. Einige der unbewußten Christen aber sind nicht bei diesem Verkennen solcher Verwandtschaft von deutsch und christlich stehen geblieben, sondern haben es dem Particularismus einzelner Theologen geglaubt was unrichtig war, daß der überhaupt kein Christ mehr sei, der ihrem speciellen Schriftverständniß oder dem theologischen Detail ihrer Confessionen nicht beistimmen könne, und haben sich dann selbst nicht mehr dafür gehalten, wenn sie dieses nicht konnten. Und einige von diesen sind dann wohl noch den Schritt weiter gegangen, nun sich auch nicht mehr zu freuen über das Christenthum, die Religion des deutschen

Volkes, sondern sich verstimmt davon abzuwenden, und nun, da keine andere Religion unter Deutschen naturwüchsige Kraft und Gemeinschaft hat und keine Religion ohne Gemeinschaft Leben hat, überhaupt keine oder nur eine verkümmerte, gemachte, erlöschende zu haben. Das ist zu viel; denn das ist nicht bloß unchristlich, sondern unverständig, undankbar und unpatriotisch, undeutsch zugleich. Die Dankbarkeit gegen den, an dessen göttlicher Gestalt das deutsche Volk sich emporgerankt und von ihm her alle seine größesten Vorzüge vor andern Völkern gewonnen hat, darf und soll (denn die Kirche soll für das ganze Volk Raum genug haben) in vielerlei Sprachen, vielerlei Versuchen das Göttliche in ihm verständlicher zu machen, sich vernehmen laßen, nur daß die Dankbarkeit und die Verehrung selbst dabei nicht fehle, denn ihrer bedarf jeder selbst für seine Flucht vor Hochmuth und Selbstbewunderung; nur daß auch keiner seinem Volke die alten Heiligthümer, die einzigen die es hat, durch „Schwärzen des Strahlenden" und Herunterziehen verderbe, denn das wäre nicht nur der dazu schon ohnedies geneigten Gemeinheit Vorschub leisten, sondern, da man ihm keinen Ersatz für die verlorene Anbetung zu bieten hätte, auch Volksverführung und Vandalismus. Kein rechtes deutsches Herz, das nicht auch ein Christenherz wäre, denn es giebt keines, das nicht seinen besten Inhalt mittelbar oder unmittelbar von Christus her hätte, und keine bessern Christenherzen als die deutschen. Das wäre schon wieder ein guter Schritt zu einer deutschen Kirche, wenn nur erst recht viele dies wieder anerkennten, wenn sie sich über die Eigenschaften, durch welche das deutsche Volk die übrigen übertrifft, deutsche Bildung und Idealität, deutsche Herzlichkeit und Gläubigkeit, deutsche Treue und Liebe, deutsche Rastlosigkeit in der Arbeit an sich selbst und Demuth im Aufsuchen und Anerkennen fremden Verdienstes, deutsches Familienleben und deutsche Zucht — wenn sie sich darüber auch als über das was sie sind, als über Früchte des Christenthums freuen möchten; und wenn keine andere Union unter sonst Dissentirenden möglich ist, als wenn sie erkennen, daß das worüber sie noch einig sind schwerer wiegt als das worüber sie auseinander gehen (denn

niemals werden und können sie in allem einig sein), so wäre schon das ein guter Schritt zu einer deutsch-christlichen Union katholischer und evangelischer Deutschen, wenn sie den Besitz jener Güter als etwas für Christen und Deutsche gleich Wichtiges und Unveräußerliches anerkennten und sich darum zu gemeinsamer Erhaltung und Pflege derselben wie zu einem zugleich religiösen und vaterländischen Cultus verbunden und verpflichtet fühlten; und durch so Verbundene könnte sich dann auch schon wieder eine öffentliche Meinung bilden, welche den Bettelstolz des Unglaubens und das Großthun damit auch als undeutsch verachtete, und den Spott über die Religion des deutschen Volkes, wie im Alterthume, als Beschimpfung des Volkes selbst und als Verführung zum Treubruch gegen dasselbe und als Auflehnung gegen seine heiligen Ordnungen nicht ungestraft ließe.

Das wäre denn wohl auch im Sinne des Fürsten, den wir heute feiern, und in dessen Herzen auch deutsch und christlich nicht weit auseinander liegen, sondern dessen Frömmigkeit deutsch und dessen Vaterlandsliebe nicht ohne Dank für alles an Gott ist. Undeutsche Lästerer haben ihn gescholten für diesen seinen Dank, an welchen sie nicht mehr glauben konnten; wir wollen bei ihm und bei uns selbst daran festhalten, daß Deutsche ihre Erfolge und ihr Glück nicht verstehen und keine Freude daran haben mögen ohne das demüthige Wort „was hast Du das Du nicht empfangen hast". Und wie der König unter Gottes Schutz und Schirm ein Mehrer des deutschen Reiches und ein Begründer seines Friedens und seiner Einheit geworden ist wie seit Jahrhunderten keiner gewesen ist, so wollen wir auch hoffen und bitten, daß Gott es ihm auch ferner gelingen lasse die in der deutschen Kirche noch

fortdauernde und noch zunehmende Zwietracht und Zerrissenheit zu vermindern und auch in ihr den Frieden zu fördern, und daß er ihm dazu noch viele Jahre hindurch Kraft und Leben und Freudigkeit schenken möge. In diesen Wünschen und Bitten rufen wir Sr. Majestät unserm Kaiser und Könige Wilhelm I. unser festliches Lebehoch.

Von Herrn Professor Dr. **Henke** sind bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth und Inquisitor. br. 6 Sgr.

Das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander. Zweite Auflage. br. 3 Sgr.

Caspar Peucer und Nicolaus Krell. Zur Geschichte des Lutherthums und der Union am Ende des 16. Jahrhunderts. br. 10 Sgr.

Die Eröffnung der Universität Marburg im Jahre 1653. br. 5 Sgr.

Das Unionscolloquium zu Cassel im Juli 1661. br. 3 Sgr.

Spener's Pia Desideria und ihre Erfüllung. br. 3 Sgr.

Papst Pius VII. br. 4 Sgr.

Eduard Platner. br. 3 Sgr.

Rationalismus und Traditionalismus im 19. Jahrhundert. br. 4 Sgr.

Die vorstehenden Schriften sind bei uns auch unter dem Titel „zur neuern Kirchengeschichte" brochirt in einem Band à Rthl. 1. zu haben.

Zur Einleitung in das theologische Studium. Grundriß für Vorlesungen. br. 5 Sgr.

Schleiermacher und die Union. Festrede am 21. November 1868. br. 3 Sgr.

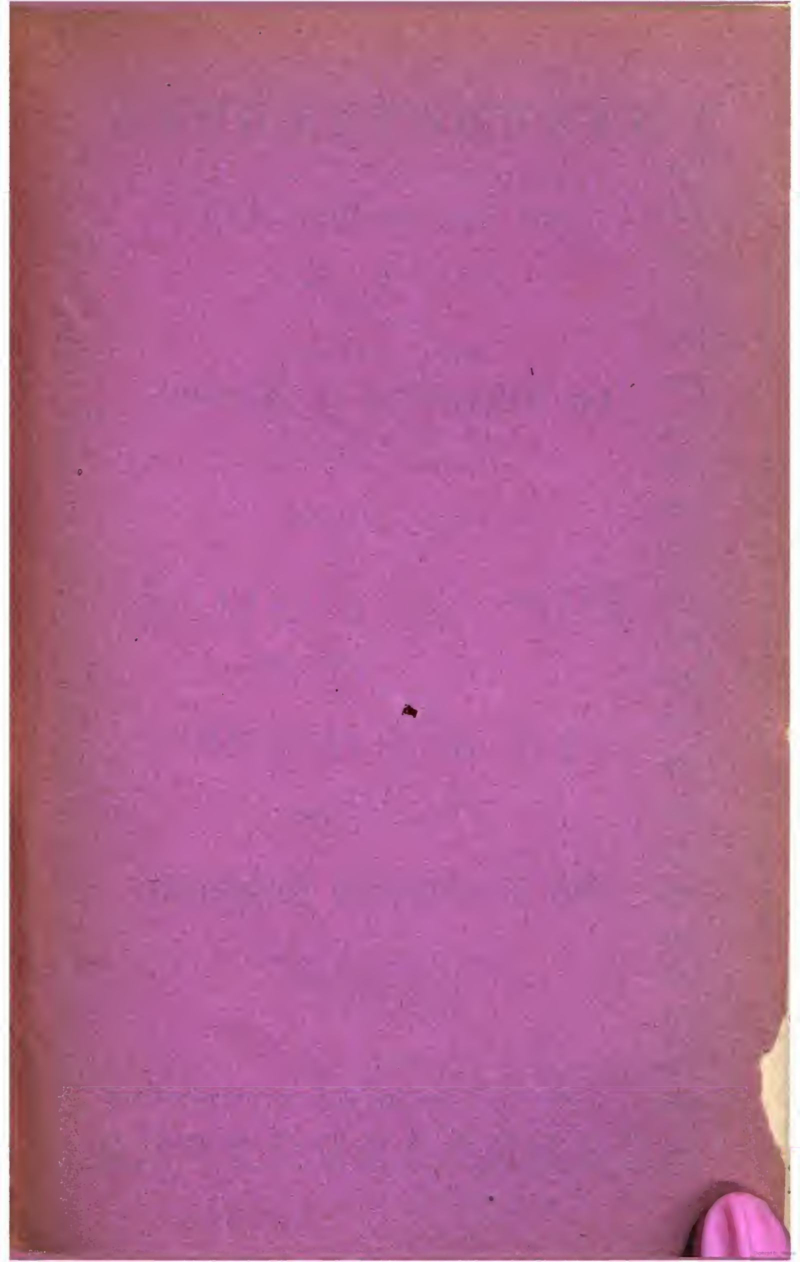
Petri Abaelardi Sic et Non. Primum integrum ediderunt E. L. Th. Henke et G. St. Lindenkohl. br. Rthl. 2.

Consensus repetitus fidei vere Lutheranae MDCLV. Librorum ecclesiae evangelicae symbolicorum supplementum. br. 20 Sgr.

Reden am Grabe A. Fr. Ch. Vilmar's, gehalten von Dr. E. L. Th. Henke und W. Kolbe. br. 2 Sgr.

Marburg, im April 1872.

N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.




In allen Buchhandlungen ist ferner zu haben:
Das neue deutsche Reich.
Von
Prof. Dr. E. Herrmann.
br. 3 Sgr.
Die Einführung
der Reformation in Marburg.
Ein geschichtliches Bild
aus Hessens Vergangenheit.
Von
Pfarrer W. Kolbe.
br. 10. Sgr.
Bilder aus Frankreich.
Von
Prof. Dr. W. Mangold.
br. 25 Sgr.
Die Genieperiode.
Von
A. F. C. Vilmar.
br. $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Von der christlichen Kirchenzucht.
Ein Beitrag
zur Pastoral-Theologie.
Von Demselben.
br. 12 Sgr.
Marburg im April 1872.
N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.





